

Analogien

Alf Lüdtke

Zu Eurer Enquête „Kultureller Wandel in Ostdeutschland“ kann ich nicht allzuviel beitragen. Natürlich habe ich eine Reihe von Einzelbeobachtungen – aber soll ich sie pompös zu Papier geben? Das lasse ich lieber.

Zur *Frage 2* („Welches wissenschaftliche Instrumentarium?“) möchte ich zweierlei anmerken. Das erste ist die Trivialität, daß eine möglichst breite „Batterie“ von Fragen, Perspektiven und Methoden wünschenswert ist, von der filmischen über die Tonbanddokumentation bis zur teilnehmenden Beobachtung. Das zweite: BeobachterInnen sollten vor allem Menschen sein, die *nicht* hierzulande groß (und älter) geworden sind. Viele solcher „fremden Blicke“ würden die bisherigen Sehgewohnheiten erweitern bzw. zunächst einmal als begrenzt erweisen. Aus den Reibungen mag dann Neues entstehen – eine weniger verbissene Sicht „der Lage“ angesichts der „Kosten“ der Umbrüche anderswo! Teilnehmen und beobachten sollten Menschen aus Kalifornien wie aus Sibirien, aus Südafrika oder Somalia, aus Papua-Neuguinea, aus Kolumbien oder Mexiko. Das wäre für die Beobachteten wohl auch gelegentlich peinvoll – aber auch um so wichtiger! Vor allem sollte nicht nur der „neue“ Osten, sondern ebenso der „alte“ Westen beobachtet werden!

Ich habe aber noch einen *Nachtrag*. Gelegentlich ist ja der bedauernde, manchmal auch zynisch gefärbte Hinweis zu hören, die alte DDR werde das Süditalien oder Sizilien des neuen Deutschlands. Dieser Vergleich hat einen bildungsbürgerlichen (und politikgeschichtlichen) Vorläufer: Betrachtungen zur relativ „späten“ nationalen Einigung in Deutschland und Italien. Im Unterschied dazu sind jetzt aber tiefgreifende sozialökonomische Diskrepanzen innerhalb der jeweiligen Gesellschaft gemeint: Industrielle Modernisierung des industriellen wie agrarischen Kapitalismus im (nördlichen) „Zentrum“, „verlängerte Werkbank“, zugleich Verödung und Abwanderung an der (südlichen) „Peripherie“.

Nun weiß jeder, daß solche Vergleiche immer hinken – und hinken müssen. Aber Analogien sind völlig legitime Hilfsmittel auf dem Wege der Erkenntnis. Es kommt ja auch nicht darauf an, das Ähnliche festzu-

stellen. Interessanter sind die Unterschiede, aber zugleich das jeweilige Profil einer Entwicklung über längere Zeit.

Vielleicht krankt der Italien-Vergleich daran, daß er einen *Zustand* annimmt und gegenüberstellt, die Entwicklung, die dahin geführt hat, jedoch ausklammert. Ich will zu diesem Vergleich selbst aber nichts weiter sagen. Mich interessiert vielmehr eine andere (Un-)Ähnlichkeit: die zwischen den Nord- und Südstaaten in den USA, vor allem nach Beendigung des Bürgerkrieges 1865 im nordamerikanischen Süden. Daß es vielerlei Unterschiede zwischen den kolonialen wie nachkolonialen Nord- und Südstaaten gab, gehört zu jenem Wissen, das wir für gesichert halten. Subtropisches Klima erreichte auch die nördlichen Kolonien, war aber südlich von Delaware und Potomac fühlbarer: Wärme und vor allem Luftfeuchtigkeit stiegen im Süden weit höher und legten auch keine Winterpause ein. Im Laufe des 18. Jahrhunderts verschärften sich dann gesellschaftliche und vor allem kulturelle Unterschiede: Distanz zur anglikanischen Hochkirche, kulturelle Widerspenstigkeit besitzarmer Farmer zeigte sich in dem weit stärker auf Geselligkeit gerichteten Gemeindeleben (etwa der Baptisten). Diese religiös-kulturelle Umwälzung hatte wesentlichen Anteil an jenem Protest, der zum Unabhängigkeitskampf gegen die britische Krone und ihre Truppen führte.

Aber weniger Klima oder kulturelle Praktiken als die auf Sklavenarbeit gestützte Plantagenwirtschaft galten als das Hauptkennzeichen „des Südens“. In den nördlichen Kolonien bzw. Staaten der „Union“ waren zwar auch unterschiedliche Formen von abhängigen Arbeitsverhältnissen („indentured labor“) verbreitet, welche die Arbeitenden stärker einbanden als Lohnarbeit. Im Norden hatten aber („doppelt freie“) Lohnarbeit, seit dem frühen 19. Jahrhundert auch Manufaktur und Industrie die „Moderne“ mit allem ökonomischen Nachdruck eingeläutet.

Wie stand es mit regionalen Unterschieden in Deutschland? Zwischen nördlichen und südlichen Territorien des Heiligen Römischen Reiches, dann des Deutschen Bundes und schließlich des (Klein-)Deutschen Reiches von 1871 war durchaus nachdrückliche Distanz zu erkennen – in anderer Weise aber auch zwischen Ost und West. Für „Preußen“ wurde im Vergleich zu „Bayern“ der konfessionelle Unterschied immer wieder betont (und dabei auch sonst wenig Rücksicht auf Unterschiede wie die zwischen Bayern oder Württembergern – oder Schwaben!?! – genommen). Die Ost-West-Divergenzen blieben demgegenüber mehr im Schatten, wenn sie nicht seit dem 19. Jh. national aufgeladen wurden und weiter ausgriffen: in der Aggression gegen „Polacken“ und „Kosacken“.

Unterschiede zwischen ost- und westdeutschen Regionen hatten eine lange historische Schleifspur. Das Land östlich der Elbe war im hohen Mittelalter für Herren und Herrschaften aus deutschen Territorien Kolonisationsgebiet. Aber auch später markierte die Elbe einen entscheidenden Unterschied: Das „platte Land“ östlich des Flusses war seit dem 16./17. Jahrhundert bestimmt von einer gutsherrschaftlichen Weise des Produzierens, Aneignens und Lebens. „Im Osten“ war herrschaftlicher bzw. direkter Zwang mit anderen Erfahrungen von Ungleichheit intensiv verklammert. Demgegenüber zeigten sich im Westen größere Handlungsspielräume für die Vielen, also für die Besitzarmen und Besitzlosen: Vielfalt und Vielzahl sind die Stichwörter – von den landwirtschaftlichen Betriebsformen bis zur Gewerbeentwicklung in der (im Westen weit ausgreifenderen) Hausindustrie und dann der Fabrikindustrie. Zu nennen ist aber vor allem das Neben- und Gegeneinander der landesherrlichen, kirchlichen und (im Vergleich zum Osten zahlreicheren) städtischen Herrschaften: Hier wie dort waren damit Bewegungsspielräume verbunden, gerade auch für die Besitzarmen und Besitzlosen. Aber auch im Osten veränderten sich Produktionsformen und Marktbeziehungen. Kapitalisierung lautet die Überschrift in den Handbüchern. Aber auch Bürokratisierung meinte nicht nur ferne Welten, sondern eigenen Alltag in Dorf und Kleinstadt. Entscheidend ist: Ungeachtet dieser und anderer Umwälzungen ließ sich dennoch auch im frühen 20. Jahrhundert ein deutliches West-Ost-Gefälle erkennen. Diesem „Gefälle“ der Einkommens- und Verdästerungsstatistik entsprachen Selbst- und Fremdwahrnehmungen: „Rückständigkeit“ kennzeichnete den Osten aus westlicher Sicht; dem entsprach das Verdikt der „Leichtlebigkeit“ für den Westen.

In Nordamerika war der Civil War ein schrecklicher, ein überaus blutiger Krieg. Er gilt als wesentliche Schwelle im Übergang zu jener Handlungsform, die im 20. Jahrhundert nicht nur Kriege, sondern Gesellschaft insgesamt zu charakterisieren scheint: den „totalen Krieg“. Nach der Niederlage des Südens folgten 12 Jahre administrativ streng regulierter und militärisch mit großer Härte vorgetriebener „Reconstruction“. Dies war u. a. der Versuch, die Trennung der Rassen aufzuheben – im Alltag blieb das erfolglos. Nach dem Ende der Besatzungspolitik entfaltete sich in den 1880er und 90er Jahren der „Neue Süden“: Enorme Verdichtung und Ausbreitung des Eisenbahnnetzes, die Entwicklung von Schwer- und verarbeitenden Industrien, rasches Anwachsen kleiner Dörfer zu Städten. Dabei verschwanden die Unterschiede innerhalb wie zwischen den Staaten nicht, zwischen vornehmlich schwarzen Gebieten mit eher bäuerlicher Wirtschaft und vornehmlich weißen Gebieten mit

großbetrieblichen Baumwoll- und Tabakpflanzungen und sehr vielfältigen Formen abhängiger Arbeit. Lebenssituationen und Perspektiven waren auch im Süden selbst alles andere als einheitlich.

Seit den 1880er Jahren, im Rhythmus der 25-Jahr-Feiern, zeigte sich vermehrt das Bewußtsein der Eigenständigkeit. Denkmäler wurden in großen und kleinen Ortschaften errichtet. Sie sollten an die Kriegstoten, aber auch an die Repräsentanten der Konföderation erinnern, etwa den Präsidenten Jefferson Davis. Weiße, wohlhabende zumal, fanden sich hier zusammen. Den Yankee-„Daughters of the American Revolution“ entsprachen die „Daughters of the Confederacy“. Für die Weißen bedeutete die Verklärung der Konföderation wie des „alten (Vorkriegs-)Südens“ das Beharren auf ethnischer Segregation, sozialer Ungleichheit und politischer Ausgrenzung. Die Bewegung des Populismus, die von weißen Kleinbauern in den Flußtälern wie den Bergen der Appalachian Mountains in den frühen 1890er Jahren gestützt und getragen wurde, änderte daran nichts. Und selbst die schwarzen Wortführer erstrebten in ihren auf Erziehung und Bildung gerichteten Vorstellungen das Einpassen in eine Gesellschaft, die alle Ansätze zur Durchmischung und Multikulturalität abwies. Der Schwarze blieb der „black boy“.

Die „Bürgerrechtsbewegung“, die seit den späten 1950er Jahren in den USA diese Rassensegregation und ihre Vorbedingungen wie Konsequenzen attackierte, spiegelt nur die Dauerhaftigkeit der Ausgrenzungen und Unterdrückungen, die auch den ärmsten Weißen weit mehr Chancen auf Entfaltung und Anerkennung als allen Schwarzen gebracht hatten. Die Realität dieser „Jim Crow“-Politik, der getrennten Water-fountains, der getrennten Eisenbahnreisen oder der Parkbänke für Weiße und der für „Farbige“ ist vorbei. Dennoch sind Ausgrenzung und Unterdrückung, die sich an der „Race“ orientiert, nicht überwunden. Sie ist aber zugleich als Realität der Gesellschaft insgesamt – also nicht nur des Südens – zunehmend zum Thema geworden.

Im Süden haben die letzten 20 Jahre dramatische Veränderungen gebracht. Hier, aber auch im Südwesten, d.h. in Arizona, New-Mexiko und Oklahoma hat sich jener „sun belt“ entwickelt, der weithin auch das Zentrum der industriellen Produktion geworden ist, also den „rust belt“ des alten industriellen Nordens bzw. Nordostens abgelöst hat. Es waren die Vorzüge des Niedriglohns für die Unternehmen, des geringen oder minimalen gewerkschaftlichen Organisationsgrades, die hier zu einem deutlichen und anhaltenden industriellen Wachstum geführt haben. Zehntausende derer, die bis dahin ihr Auskommen im industriellen Norden gefunden hatten, zogen von Michigan oder Pennsylvania in diesen „sun belt“. Aber nicht nur die Automobilindustrie oder neuer-

dings große Teile der elektronischen Konstruktions- und Produktionszentren sind nach Kentucky, Tennessee, nach Texas oder Alabama gegangen. Vor allem im Südwesten und in Florida sind die Alten- und Rentnerkolonien ein neues Moment von Ökonomie und Gesellschaft geworden. Hunderttausende aus den vielfältigen und im einzelnen schwer abzugrenzenden Mittelschichten der nordamerikanischen Gesellschaft, also auch nicht wenige aus der „working class“, zieht es in den „sonnigen Süden“. Die Kinder sind längst aus dem Haus, das Erwerbsleben ist oder scheint abgeschlossen: In – meist mauerbewehrten – Ghettos lockt das, was den meisten als heiterer Lebensabend gilt.

In den Staaten des alten Südens, jedenfalls bei den Weißen, verstärkt sich vor diesem Hintergrund die Mischung aus neuem und altem Stolz „to be a Southerner“. Lokale Geschäftsinteressen (vom Tourismus bis zur Gewerbeansiedlung) verbinden sich mit Vermarktungsstrategien von überlokalen Produkten, von Büchern über „Southern cooking“ bis zu lifestyle-Magazinen und -Attributen. Und nicht nur clevere Interessenvertreter sind mit von der Partie. Leute, denen das „reenactment“ einer der Schlachten von 1861-65 (beinahe) alles im Leben ist, gehören auch dazu; sie befriedigen auf diese Weise ihre Bedürfnisse an Geschichte. Darin zeigt sich aber keineswegs nur rückwärts gewandte Nostalgie. Das Beschwören „alter“ Eigenständigkeit verknüpft sich vielfach mit dem Bewußtsein (oder doch der Hoffnung), daß die Entwicklungsperspektiven in diesem Teil des Landes besser seien als im Yankee-Norden. In dieser Mischung wird erkennbar, wie „hart“ die Annahme der sozialkulturellen Besonderheit des Südens weiterhin ist.

Natürlich war die Teilung in Deutschland und Mitteleuropa nach 1945 bzw. 1947/48 kein heißer Krieg. Aber auch der „Kalte Krieg“ hat Menschenleben gefordert. Vor allem aber hat er bei einer, wenn nicht bei zwei Generationen deren Orientierung über Welt und Geschichte, vor allem über die jeweils „anderen“ Deutschen maßgeblich geprägt. Es ist auch deshalb kein Wunder, wie sehr seit 1989 im Osten wie im Westen die Erwartungen vielfach aneinander vorbeigegangen sind. Die Rede von den „Ossis“ und „Wessis“ wird zwar von vielen beklagt, trifft aber in ihrer Mischung aus Schulterklopfen und Verachtung das real existierende Maß an beiderseitigen Enttäuschungen. Liest man Äußerungen von Reisenden aus den US-Nordstaaten aus den 1890er Jahren, in denen diese sich über die angeblich nur auf Müßiggang gerichteten Weißen wie Schwarzen im Süden beklagten, hat man ein eigenartiges Déjà-vu-Erlebnis: Das haben wir doch gerade auch von irgendjemandem über die „Ossis“ gehört?

Also Trost mit Hilfe des „längeren Blickes“? Ja und Nein: In den

1890er Jahren, dreißig Jahre „danach“, war in den US-Südstaaten ökonomisch enorm viel in Bewegung geraten. Kulturell und mental hatte aber selbst ein Bruch mit allem Bisherigen, wie ihn der Populismus der kleinen Farmer aus den Hinterländern des Südens ankündigte (er stellte das Gesamtsystem der etablierten Parteipolitik in Frage), nur kurzfristig für Aufregung gesorgt. Vier Jahre später, 1894, war alles vorbei. Der Norden ging zur alten politischen Tagesordnung über. – Vielleicht aber kann ein etwas „längerer Blick“ doch dazu beitragen, die Ungeduld, bei manchen die schon verzweifelte Hoffnung zu dämpfen, es müßte demnächst, in fünf oder zehn Jahren, „geschafft“ sein mit „Angleichung“ und „Vereinheitlichung“. Es war weder „vorher“ einheitlich zwischen Ost und West in Deutschland – und „danach“ wird es das erst recht nicht sein! Und der langfristige Vergleich könnte zeigen, daß Beharren auf *Eigenart* (und *Eigensinn*!) eine Voraussetzung ist, um regionale Gegensätze nicht in „Zentrum“ und „Peripherie“ versteinern zu lassen.